

GESELLSCHAFT

Langeweile

Die Schauspielerin Liv Lisa Fries über die richtige Balance zwischen Vieltun und Nichtstun > Seite 54

Freistil

Demokratie im Becken: Das öffentliche Schwimmbad bringt gesellschaftliche Schichten zusammen. Warum das diesen Ort gerade jetzt so wertvoll macht

VON KATHRIN MÜLLER-LANCÉ



Der Aufschrei war groß, als die Nachricht im Sommer vor ein paar Jahren die Runde machte: Das Management der Band *Depeche Mode* hatte eine Fünfzig-Meter-Bahn im Berliner Olympiabad gemietet – gleich mehrere Tage lang, immer von acht Uhr bis zehn Uhr. „Im öffentlichen Olympiabad ist seit Tagen morgens die schönste Bahn für die Allgemeinheit gesperrt, weil ein wohlhabender Mensch geruht, dort allein (!) zu schwimmen“, twitterte ein aufgebrachter Hauptstadtreporter. Mehrere Zeitungen griffen die Sache auf. Denn ja, es war durchaus ein kleiner Skandal.

Auch für britische Pop-Ikonen gilt: Im Schwimmbad plantscht man nicht auf einer Privatbahn (außer vielleicht, man ist der örtliche Schwimmverein), da reihet man sich bitteschön unter die anderen ein. Das öffentliche Schwimmbad gehört niemandem und allen zugleich.

Finanziell rechnen würde sich der Betrieb der Schwimmbäder nicht, wenn die Städte und Kommunen nicht ordentlich zuschössen. Schon jetzt machen viele öffentliche Bäder dicht oder verkleinern sich, weil die Kosten nicht mehr zu tragen sind. Fast die Hälfte der deutschen Schwimmbäder muss kurz- bis mittelfristig saniert werden. Der marode Zustand scheint schon Auswirkungen zu haben: Die Deutsche Lebensrettungsgesellschaft (DLRG) warnt, dass inzwischen 60 Prozent der Zehnjährigen nicht oder nur schlecht schwimmen können.

Dabei ist das öffentliche Schwimmbad weit mehr als nur Schwimmernstättchen, Fitnessstudio und Spielplatz. Es ist ein auch durch und durch demokratischer Ort, der allen offen steht – fast unabhängig von Kontostand oder Bildungshintergrund. Hier kann man auch baden und bräunen, wenn man sich keinen Urlaub am Mittelmeer leisten kann oder in einer Region wohnt, in der man nicht mal schnell in einen idyllischen Bergsee hüpfen kann. Im Schwimmbad treffen Alte und Junge, Menschen mit und ohne Geld, mit Bikinis und Burkinis aufeinander. Wie wertvoll in einer Gesellschaft, deren Mitglieder sich zunehmend in Filterblasen einrichten und in gentrifizierten Vierteln verschanzen.

Ein fröhlicher Nachmittag im Münchner Michaelibad, dem Inbegriff des städtischen Freibads mit Fünfzig-Meter-Bahn, Zehn-Meter-Turm, Wasserpilz. Eintrittspreis: sechs Euro. Hört man sich hier etwas um, begegnen einem: ein ägyptischer Familienvater, der für seinen ältesten Sohn eine Geburtstagsparty ausrichtet. Zwei ukrainische Jungs, die seit drei Monaten in Deutschland wohnen und vom Sprungturm fasziniert sind. Ein deutscher Unternehmensberater im Rentenalter, der drei Mal die Woche zum Kraulen kommt. Eine junge Lehrerin, Deutsch, Englisch, Spanisch, die mal wieder Sport machen wollte.

Die Verteidiger der lokalen Schwimmbäder kämpfen auch um ein Kulturgut

Das öffentliche Schwimmbad ist ein Ort des kleinen Glücks. Es gibt hier nicht alles, aber für alle etwas. Gerade das bisschen Luxus, das einen den Alltag besser ertragen lässt. Wenn man den Kopf ins chlorige Wasser gleiten lässt, ist der Lärm der Stadt für einen kurzen Moment nicht mehr zu hören. Ergibt man sich auf der Liegewiese der Sonne und döst langsam weg, sind die Sorgen um Noten und Prüfungen, um Kollegen und Deadlines auf einmal ziemlich weit entfernt.

„Es gibt nicht mehr viele solcher Orte, an denen verschiedene gesellschaftliche Schichten zusammenkommen“, sagt Claudia Neu, Professorin für Soziologie an der Uni Göttingen. Die Kirche ist längst nicht mehr der soziale Treffpunkt, der sie einmal war, auf dem Land verlieren die Sportvereine und Freiwilligen Feuerwehren Mitglieder.

Man braucht das nicht zu idealisieren. Es gibt auch Menschen, für die ein Schwimmbad-Eintrittspreis von sechs Euro zu viel Geld ist. Und Menschen, die sich aus körperlichen, religiösen oder sozialen Gründen im öffentlichen Schwimmbad nicht willkommen fühlen. Trotzdem: Die Eintrittsschwelle ist verhältnismäßig niedrig. „Bei einem Café ist das schon etwas anderes“, sagt Neu, „vom Theater oder von der Oper ganz zu schweigen.“

Der See sei ein Biotop, das Schwimmbad ein Soziotop, schreibt der Dramaturg und passionierte Schwimmer John von Düffel in seiner „Gebrauchsanweisung fürs Schwimmen“. Tatsächlich kann man an kaum einem Ort Menschen und ihr Sozialgefüge so gut beobachten wie in öffentlichen Bädern.

Da sind die älteren Damen, die meist schon einige Minuten vor der offiziellen Öffnungszeit auftauchen und mit Badehauben und sonnengebleichten Badeanzügen gemütlich nebeneinander herplätschern. „Also weißt du, die Gerda hat mir erzählt...“ Da sind die Kampfkraulerinnen und Kampfkrauler, die mit Pull Buoy und Paddles anrücken, die Rollwende perfekt beherrschen und verächtlich den bebrillten Kopf schütteln, wenn jemand nicht brav gegen den Uhrzeigersinn schwimmt. Die Freizeitprofis, die ausgestattet mit Ikea-Taschen, Klappliegestühlen und Lichtschutzfaktor 50, schnurstracks auf die Liegewiese zulaufen. Und die balzenden Halbstarke, die in knallbunten Shorts wild durchs Kinderbecken paddeln oder sich in Arschbomben überbieten. Immer mit einem halben Auge linsend, ob der oder die Richtige gerade herguckt.

Dabei muss der Status im Schwimmbad nicht unbedingt mit dem in der Welt draußen übereinstimmen. Wer sonst im Leben eher in der Sonne oder im Schatten steht, ist hier nicht auf den ersten Blick zu erkennen. „Ich seh ja nicht am Badeanzug, ob jemand reich ist oder nicht“, sagt der Bademeister im Michaelibad (der eigentlich KFZ-Mechaniker ist und nur saisonweise den Plastikstuhl neben dem Schwimmbekken hütet). Klar, es gibt Designer-Badehosen und teures Schwimm-Equipment. Viel Platz für Statussymbole ist zwischen Liegewiese und Beckenrand aber nicht.

In Zeiten von Photoshop und Instagram-Filtern bietet das Schwimmbad nebenbei eine Lektion in *Body Acceptance*. Perfekt gestählt und geölt ist hier in der Regel nur eine Minderheit der Körper. Stattdessen sieht man: die Wirklichkeit. In Form von Speckröllchen, haarigen Bäuchen und Rücken, Tattoosünden, Bindegewebe in allen Erschlaffungsstufen. „Im Wasser ist Kommunikation körperlich. Ich mag es, fremden Körpern nahe zu sein, ihre Unbeholfenheit und Verwundbarkeit zu sehen“, schreibt die kanadische Schwimmerin Leanne Shapton in ihrem Buch „Bahnen ziehen“.

Wo so unterschiedliche Menschen so nah zusammenkommen, zeigen sich auch gesellschaftliche Konfliktlinien. Man erinnere sich an die Debatten um sexuelle Übergriffe in Freibädern nach der Kölner Silvesternacht 2015. An die ewigen Streits um Burkinis und Frauenbadetage. Oder die Oben-ohne-Wochenenden in den Göttinger Schwimmbädern, die jüngst für Schlagzeilen sorgten. Rassismus, Feminismus, Migration – die großen Themen werden auch zwischen Sprungturm und Kiosk verhandelt, wenn nicht sogar vorweggenommen. Im Schwimmbad lernt man laut Soziologin Claudia Neu im Kleinen, was eine Gesellschaft ausmacht. Also: Raumpkämpfe austragen, Konflikte und Beziehungen verhandeln, informelle Verhaltensregeln. „Das ist wichtig für eine Demokratie.“

Tatsächlich war das öffentliche Schwimmbad schon von Anfang an eine ziemlich demokratische Einrichtung, zumindest in Deutschland. Vor etwa 200 Jahren entstanden hier die ersten öffentlichen Schwimmbäder, davor badeten die Menschen vor allem in Flüssen und Seen. „Schon damals war das Schwimmbad ein Ort, an dem die Klassenschränke abgemildert werden sollten“, sagt Matthias Olow. Der Historiker hat über die Architekturgeschichte des öffentlichen Bades promoviert und arbeitet heute als Sprecher für die Berliner Bäderbetriebe. Er kann aus dem Stegreif darüber referieren, welches deutsche Schwimmbad zum ersten Mal Chlor verwendet hat (Stadtbad Neukölln, 1921) und wo das erste 50-Meter-Becken ausgehoben wurde (Inselbad Stuttgart, 1928).

Auszeit für alle: ein Freibad in Hannover.

FOTO: HAUKE-CHRISTIAN DITTRICH/DPA

Während es in Großbritannien zum Teil sieben verschiedene Becken gab, für jede Klasse eins, plantschte man hierzulande schon zu Zeiten von Kaiser Wilhelm I. am liebsten gemeinsam. Olow erzählt von einem Hallenbad für Männer, das in den 1870er Jahren in Dortmund gebaut wurde. Damals waren Bäder noch eher Reinigungs- als Sport- oder Freizeitanlagen. Das Dortmunder Schwimmbad war eigentlich für Jugendliche und Arbeiter gedacht, die vorher in Kanäle und Industrieschächte sprangen. Die Abos für das neue Bad holten sich dann aber genauso Apotheker und Ärzte. Das eine große Becken zog alle an.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts badeten nicht nur verschiedene Klassen, sondern auch Männer und Frauen zusammen. Die „Volksbäder“ waren gleichermaßen sozialer Treffpunkt. In den 1920er Jahren wurde das obligatorische Schulschwimmen eingeführt. Das Schwimmen sollte nicht nur einer sportlichen Elite vorbehalten bleiben. Auch heute noch sind Schwimmbäder laut dem Deutschen Städte- und Gemeindebund „ein unverzichtbarer Bestandteil der örtlichen Daseinsvorsorge“. Das heißt: Sie gehören, wie Wasser, Strom, Müllabfuhr, zur Grundversorgung, die eine Stadt oder eine Gemeinde ihren Bürgerinnen und Bürgern zur Verfügung stellen sollte.

Trotzdem schien das öffentliche Schwimmbad schon einmal beliebter als heute. Ob das große Bädersterben, von dem immer wieder die Rede ist, gerade wirklich stattfindet, lässt sich nicht eindeutig belegen. Eine regelmäßige offizielle Zählung gibt es nicht. Was sich aber nachweisen lässt: ein Bäderleiden. Die meisten kommunalen Schwimmbäder in Deutschland wurden in den Siebzigerjahren gebaut – die typischen Betonbunker mit Flachdach. Entsprechend hoch ist inzwischen der Renovierungsbedarf.

Während der Corona-Zeit hatten die öffentlichen Schwimmbäder mit zusätzli-

chen Einbußen zu kämpfen, jetzt steigen auch noch die Energiepreise. Einige Bäder haben bereits die Wassertemperatur gesenkt und die Preise erhöht. „Ein Schwimmbad ist keine Cash-Cow, sondern das genaue Gegenteil davon“, sagt Matthias Olow, der Sprecher der Berliner Bäderbetriebe. „Ohne Subventionen müsste der Eintritt für ein Schwimmbad mit Fünfzig-Meter-Becken zwischen 15 und 18 Euro kosten.“

Immerhin: Es gibt auch eiserne Fans, die um ihre bedrohten Bahnen kämpfen. In der Lokalpolitik sind inzwischen gefühlt fast so viele Bürgerinitiativen zu verzeichnen wie Schwimmbäder selbst – mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. „Rettet das Bädle“ in Asperg bei Stuttgart, 1377 Unterschriften. „Rettet das Freibad Rahlstedt“ in Hamburg, 3251 Unterschriften. „Initiative Wiederinbetriebnahme Hallenbad Eickel“ in Nordheim-Westfalen, 10559 Unterschriften.

Wäre man pathetisch, könnte man auch sagen: Sie kämpfen um ein Kulturgut. Denn das öffentliche Schwimmbad ist nicht nur von leeren Gemeindegeldern, von bröckelnden Flachdächern und steigenden Energiepreisen bedroht. Es bekommt auch Konkurrenz von privaten Spaß- und Wellnessstempeln, die in immer mehr Kommunen entstehen. Das Berliner Spa Vabali bietet zehn Saunen, die Therme Erding 27 Rutschen, darunter die nach eigenen Angaben längste Röhrenrutsche der Welt („Magic Eye“, 365 Meter). Der Zugang zu diesen Orten ist schon exklusiver. Die Eintrittspreise liegen bei mehr als 40 Euro pro Tag. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich hier Menschen außerhalb ihrer eigenen Bubble begegnen, dürfte wesentlich geringer sein.

Das öffentliche Schwimmbad hingegen ist ein Kompromiss, wie das Leben selbst. Hier gibt es keine zehn Saunen, sondern, wenn es der Bürgermeister besonders gut meint, eine. Hier hat man nicht die Wahl zwischen der Rutschen-Galaxie und der Thermen-Landschaft, sondern zwischen 25 Metern und 50. Und es gibt weder eine Rice-Bowl wie im Berliner Vabali noch Streetfood-Burger wie in der Therme Erding. Im Münchner Michaelibad hängt dafür eine Tafel vor dem Kiosk: „Bienenstich? Wir haben extra gekühlte Zwiebeln.“



„Meine Leidenschaft“: Unterwegs mit der Schriftstellerin Ildikó von Kürthy und ihrer Hündin Hilde > Seite 50

Ausgewert

FOTO: TITUS ARNU

Ausgebucht

Die indische Stadt Varanasi gilt als heiliger Ort für Hindus. Doch neben Pilgern kommen immer mehr Touristen. Das wird zum Problem > Seite 51



FOTO: ARMIN WEIGEL/DPA

Kinder werden heute früh mit Sexualität konfrontiert. Wie geht die Schule damit um? > Seite 52

Ausgedient